

Das Tuch

Es war schon fast vier. Er hatte ein wenig länger gebraucht als sonst. Die Straße war matschig, die Räder seines Holzkarrens hatten im Schlamm festgesteckt. Es war ein ausgesprochen nasser Januar. Nur eine Handvoll Leute war ausgestiegen, der Zug kam ja aus Wien, und von dort kam kaum jemand zurück, die meisten kamen immer im Zug aus Lwiw.

Er wartete lange. Erst verschwanden diejenigen, die eilig zu Fuß nach Hause gingen, dann fuhren die Familien ab, die Koffer, Bündel und Kisten auf Wagen luden. Als er fast schon überzeugt war, dass er heute leer ausgehen würde, sah er sie: gut gekleidet und nicht mehr die Jüngste. Sie besah sich den Bahnhof, die Menschen und den dunkler werdenden Himmel. Sie wirkte irgendwie unentschlossen, fröhlich und ängstlich zugleich. Und sie hatte einiges an Gepäck bei sich.

Also ging er auf sie zu und fragte, ob sie einen Fahrer gebrauchen könnte. Konnte sie natürlich. Und sie fuhren los. Wie immer nahm er den Umweg über das kleine Wäldchen.

Er wischte sich den Regen von der Wange, der von den Bäumen tropfte. Dann schmalzte er mit der Zunge und trieb sein Pferd an.

Stefan hatte wieder getrödelt, er hätte zur selben Uhrzeit wie immer da sein sollen, kam aber erst, als er schon fast fertig war. Er hatte sie allein fesseln und knebeln müssen, damit sie nicht schrie. Stefan roch nach Wodka und war ein we-

nig zu gesprächig gewesen. Vielleicht ist es deshalb mit ihm durchgegangen, mit dieser Frau hat auch er sich ein bisschen vergnügt. Für Frauen war sonst Stefan zuständig, der war schließlich jung, und er selbst schon über fünfzig. Er hatte ihr eigentlich nur die Fresse polieren wollen, damit sie fürs nächste Mal wusste, dass sie zu Hause bleiben und nicht in der Welt umherreisen sollte, wozu auch reisen, sich an Bahnhöfen herumtreiben, mit Kutschern reden, war doch eindeutig, was sie in dieser Welt getrieben hatte. Frauen waren eben wie sie waren, trugen den Teufel unterm Rock mit sich herum. Er hatte auf sie eingeschlagen, sie geprügelt und misshandelt, aber sie war irgendwie anders gewesen, hatte anders gerochen, irgendwie gut.

Er winkte ab. Dann zog er fest die Zügel an und brachte den Karren vor seiner Hütte zum Stehen.

Drinnen war es kalt. Er wischte die Krümel vom Wachtuch auf den Boden, machte Feuer im Küchenherd, setzte Wasser auf. Plötzlich merkte er, wie durstig er war. Doch der Becher schepperte nur im leeren Eimer. Stimmt, er hatte am Abend kein Wasser mehr aus dem Brunnen geholt. Er drehte sich eine Zigarette und zündete sie am Küchenherd an. Er paffte vor sich hin. „Als Barbara noch hier war, da hatten wir alles“, dachte er, „immer Wasser im Eimer, ein Mittagessen auf dem Tisch, ein warmes Bett ...“

Als er daran dachte, was alles passiert war, fühlte er Wut in sich aufsteigen. Es war Jahre her, aber die Erinnerung brannte immer noch wie Feuer. Zuerst hatte sie Jadwiga nach Übersee geschickt – ihr einziges Kind. Als alle anderen loszogen, beschloss Barbara, dass auch ihre Tochter Geld verdienen und die Welt sehen sollte. Sie war zusammen mit seiner Schwester aufgebrochen. Das war mehr als zwanzig Jahre her. Anfangs hatte er sie sehr vermisst, anderen Briefe mitgegeben, doch dann war der Krieg gekommen und jetzt ... Wer wusste schon, wo sie jetzt war. Barbara hatte von Dollars ge-

träumt. Und dann hatte sie selbst, für Dollars ... Das ganze Dorf hatte gelacht; aber es hatte nicht sie ausgelacht, sondern ihn. Er hatte sie rausgeworfen wie einen Hund, obwohl er sie liebte ... Nur die Dollars waren ihm geblieben. Er hatte angefangen, für seine Tochter zu sparen, vielleicht kam sie irgendwann wieder. So viele kehrten zurück. Jeder wollte doch zurück nach Hause.

Nun ja, wozu dachte er darüber nach, war doch alles lange her. Er schaute in den Spiegel und wusch sich dann in der Schüssel das Gesicht.

Er knotete das Bündel auf und legte die Sachen auf den Tisch. Er war immer wieder überrascht, was Frauen so alles mit sich herumtrugen, eine hatte aus Rom sogar Hasen mitgebracht. Die waren lecker gewesen. Stefan und er hatten sie gebraten, und für die Felle hatte man ihnen auf dem Basar sogar einen guten Preis bezahlt. Auch diesmal war viel Unwichtiges dabei, er hatte ja einfach alles aus den Koffern zusammengerafft und in sein Bündel gestopft. Er legte ein paar Kleidungsstücke und zusammengerollte gelbe Geldscheine auf den Tisch. Dann ein paar Tücher.

Da fing sein Hund zu bellen an. Er zog die Gardine zurück und schaute nach draußen. Über der Wiese stieg Nebel auf. Es dämmerte schon. Er zog die Gardinen wieder vor. Die Kleider, Perlenketten und Schuhe würde er verkaufen können. Man sah, dass es Lederschuhe waren. Sogar ein Buch. Auf Englisch.

Es klopfte.

Er erstarrte.

„Was zum Teufel?“, fluchte er.

Schnell steckte er das Geldbündel in die Hosentasche.

Ein Milizionär in Uniform kam in die Küche, gefolgt von einer Frau.

„Sind Sie Genosse Antoni Rybak?“

Er nickte.

Die Frau zog das Tuch vom Kopf, kam auf ihn zu, blickte ihn an und küsste ihm respektvoll die rechte Hand.

„Ich bin wieder zurück“, sagte sie, sah ihm in die Augen, und ihre Stimme zitterte, weil sie die Tränen kaum zurückhalten konnte.

„Ist das Ihre Tochter, Genosse?“

Sein Körper gehorchte ihm nicht mehr. Er konnte den Blick nicht von ihrem geschundenen Gesicht losreißen. Sie umarmte ihn. Unbeholfen umfasste er ihre Schultern, die vor lauter Schluchzern bebten.

„Jadwiga Rybak hat ausgesagt, dass sie am heutigen Tage überfallen, ausgeraubt und ...“, der Milizionär verstummte, denn das Schluchzen der Frau war plötzlich verstummt. In der Hütte breitete sich eine unheimliche Stille aus.

Sie sah zu den Sachen auf dem Tisch. Sie sah zu ihrem Vater.

Und erkannte in seinen Augen etwas, das sie einfach nur vergessen wollte.